



Freunde des
Städtischen Museums
Ludwigsburg e.V.

Treff im Museum 2007

MENSCHEN UND IHRE ORTE IN LUDWIGSBURG



**Freunde des Städtischen Museums
Ludwigsburg e.V.**

Der Verein ist gemeinnützig.
Er unterstützt die Arbeit des Städtischen Museums
Ludwigsburg.

Mitglied kann jede/r werden.
Der Mitgliedsbeitrag beträgt für Einzelpersonen
€ 15.- pro Jahr, für Paare € 25.-

Die Broschüre enthält auf Seite 39 eine Beitrittserklärung.
Der Beitritt kann auch mündlich, per Brief oder E-Mail erklärt
werden (www.museumsfreunde-ludwigsburg.de).

Geschäftsstelle:
Fritz Deringer, Bogenstraße 28, 71634 Ludwigsburg
Telefon 071 41 / 92 54 03



Freunde des
Städtischen Museums
Ludwigsburg e.V.

Treff im Museum 2007
**MENSCHEN UND IHRE ORTE
IN LUDWIGSBURG**

Inhalt

- Seite 3 **Vorwort**
- Seite 4 **JÜRGEN KASSNER – Joseph Süß Oppenheimer und seine Häuser**
- Seite 6 **ANDREA FIX – Zwei Frauen im Palais Grävenitz**
- Seite 8 **PAUL KOPF – Warum ein Ministerpräsident wegen seiner Wohnung verspottet wurde**
- Seite 10 **ALBERT STING – Ludovike Simanowiz und ihre letzte Wohnung**
- Seite 12 **RUDOLF HUNKE – Zündhölzer aus dem Hinterhaus Kirchstraße 21**
- Seite 14 **KLAUS HOFFMANN – „Alles lauert auf den Augenblick, wo man nicht Acht gibt“**
- Seite 16 **MAREI KIRCHER – Kinder im Cottahaus: Der Rebell und sein braver Freund**
- Seite 18 **DIETER HORNIQ – Die Architekten Baumgärtner bauen in fünf Generationen ein Drittel der Innenstadt**
- Seite 20 **KILIAN RAASCH – Gründer einer Weltmarke: Karl Pfizer ist am „Stern“ groß geworden**
- Seite 22 **GÜNTHER VOGT – Hans Klenk hat mit Hakle Toilettenpapier Geschichte geschrieben**
- Seite 24 **WOLFGANG KERN – Steinbrecher-Bilder machen den Neckarweihinger Maler Friedrich Keller berühmt**
- Seite 26 **SONNJA WAHL – Abenteuer Altbau: Leben in einer Jugendstilvilla**
- Seite 28 **PETER ROTHACKER – Der Göppinger Obervogt Johann August Phull und die Häuser Wilhelmstraße 1-5**
- Seite 30 **LISELOTTE GEIB – Wie aus dem Palais Thüngen das Rathaus wird**
- Seite 32 **CARSTEN PIPER – Frisoni, Retti und ihre Straßen**
- Seite 34 **ULRICH PANTLE – Auf den Spuren des Architekten Friedrich Haußer**

Das Museum

Das Städtische Museum in Ludwigsburg bekommt, zusammen mit dem Kunstverein Ludwigsburg und der Tourist-Information, ein neues Haus für seine bedeutenden Schätze aus der bürgerlichen Stadt: das barocke Eckhaus Eberhardstraße 1, das 1731 – 1733 als kirchliches Amts- und Wohngebäude errichtet worden ist und unter Denkmalschutz steht. Äußerlich fällt es besonders auf durch die schönen barocken Korbgieter entlang der Wilhelmstraße.

Im Hof entstehen ein Neubau für den Kunstverein Ludwigsburg und ein von oben belichteter, großzügiger Ausstellungsraum. Das gesamte Ensemble wird zu einer höchst attraktiven Adresse in zentraler Innenstadt-Lage werden.

Nach einem Architektenwettbewerb im Jahr 2007 wurde der Entwurf der Architekten Lederer-Ragnarsdottir-Oei (Stuttgart) für das gesamte Projekt zur Ausführung bestimmt. Im Jubiläumsjahr 2009 soll es bezogen werden.

Der Freundeskreis

Die „Freunde des Städtischen Museums Ludwigsburg e.V.“ haben sich 1999 gegründet in der Absicht, das Städtische Museum in seiner Arbeit zu unterstützen und für eine bessere Unterbringung dieser sehr gut geführten und überaus reichhaltigen Einrichtung zu werben. Verschiedene Anwesen in der Marstall-

Vorwort

straße und in der Schlossstraße waren im Gespräch. Wir freuen uns, dass das große Ziel in greifbare Nähe rückt und sind Gemeinderat und Stadtverwaltung dankbar für diese Entwicklung.

Der Freundeskreis – als gemeinnütziger Verein anerkannt – wächst. Wir erwarten in Kürze das einhundertste Mitglied. Nach wie vor werben wir in der Öffentlichkeit für den Besuch des Städtischen Museums. Einige unserer Mitglieder beteiligen sich aktiv an den Veranstaltungen – nachmittags und abends, in der alten Schmiede und in den Museumsräumen im Kulturzentrum. Gern würde der Verein dem Städtischen Museum auch finanziell unter die Arme greifen, beispielsweise ein Gemälde oder einen Gegenstand erwerben, der in der Sammlung fehlt oder der sie bereichern könnte.

Die Kultur brauchte immer schon und braucht auch heute Mäzene. Das Fundament dafür – der Verein – ist gelegt.

**Der „Treff im Museum“
Texte von Andrea Thormählen**

Wie schon in den Vorjahren luden die Museums-Freunde auch 2007 wieder zum „Treff im Museum“ ein. Mitglieder des Freundeskreises und Gäste haben in 16 Referaten über besondere historische Personen ihrer Wahl und deren Wirkungsstätten in Ludwigsburg berichtet. Die Referate sind in dieser Broschüre dargestellt. Autorin ist, mit einer Ausnahme (Carsten Piper), die Journalistin Andrea Thormählen. Sie hat

für eine Zeitung über jeden Abend beim „Treff im Museum“ ausführlich berichtet. Frau Thormählen hat uns ihre Artikel in leicht gekürzter Fassung zum Abdruck freigegeben. Dafür ist ihr der Verein dankbar. Der ebenfalls gekürzte Artikel von Carsten Piper stammt von ihm selbst.

Danken möchte ich auch den Sponsoren und den Anzeigenfirmen, die den Druck der Broschüre ermöglicht haben: Herrn Rudolf Hunke und dem Architekten Jürgen Kassner, der Familie Raasch (Zentral- und Lindenapotheke), dem Ehepaar Remmele (Café Luckscheiter), Frau Lienhardt (Seniorenstift Elisa) und Herrn Maschke (Wohnungsbau Ludwigsburg). Organisatorisch sind wir tatkräftig unterstützt worden von Frau Dr. Andrea Fix, der Museumsleiterin, dem Architekten Rainer Walder, der uns bei der Produktion der Bilder intensiv geholfen hat und von Frau Doris Kriessler, die das Lektorat besorgte.

Und schließlich ist den Referenten zu danken, die alle mit großer Lust und mit Begeisterung für ihr Thema teilgenommen haben.

Im kommenden Jahr werden wir uns (vielleicht) wieder im Frühjahr im Museum treffen. Das Thema wird dann sein: „Augenblicke – Ereignisse“ – in Ludwigsburg versteht sich!

*Freunde des Städtischen Museums Ludwigsburg e.V.
Klaus Hoffmann*



Finanzgenie, Freidenker, Lichtgestalt. Aufrührer, Geldeintreiber, Unmensch. Worte wie Tag und Nacht. Und doch beschreiben sie eine Person: Joseph Süß Oppenheimer. Der Finanzier wird bis heute sehr unterschiedlich wahrgenommen. Sein Schicksal ist Thema zahlreicher Bücher und Filme. Auffällig ist: Darin gleicht kein Süß-Bild dem anderen.

„Das Spannende an Joseph Süß Oppenheimer ist, dass er bis heute sehr polar bewertet wird“, sagt Jürgen Kassner. Der Ludwigsburger Architekt hat die Häuser Oppenheimers beim „Treff im Museum“ vorgestellt: zwei Häuser, die für Kassner so widersprüchlich sind wie der Mann, dem sie gehörten.

Als rechte Hand von Herzog Karl Alexander – Oppenheimer füllte dem Fürsten binnen kürzester Zeit die Hofkasse – wohnte er seit 1736 nahe am Schloss, in der Mömpelgardstraße 18. Noch heute ist das prächtige Herrenhaus kaum verändert. Damals war es ein Neubau – das Gebäude wurde 1726 von Hauptmann Fritzen erbaut. Oppenheimer soll dort auch eine

Joseph Süß Oppenheimer und seine Häuser

Privatsynagoge besessen haben. Kassner vermutet allerdings, dass die Synagoge erst Jahrzehnte später in einem Schuppen im Garten eingerichtet wurde.

Als „Haus der Freuden oder Casino“ bezeichnet der Architekt den zweiten Wohnsitz von Oppenheimer: Das Haus in der Eberhardstraße 28 – damals laut Kassner eine „ruchbare“ Gegend. Dort betrieb der Geschäftsmann ein Kaffeehaus – offenbar hatte er als Günstling des Herzogs eine Sondergenehmigung. „Darin durften auch Hasardspiele, Pharao-, Basset- und Würfelspiel getrieben werden, während dies sonst überall im Lande verboten wurde“, heißt es in der „Geschichte der Stadt Ludwigsburg“ von Albert Sting.

Der Tod des Herzogs Karl Alexander im März 1737 wurde Oppenheimer zum Verhängnis: Er wurde umgehend verhaftet. Der einflussreiche Jude war vielen ein Dorn im Auge. Dem Bürgertum war sein Einfluss am Hof suspekt, als rigoroser Finanzberater zog er sich den Hass der Beamten zu, und seine Steuerpläne brachten das Volk gegen ihn auf. „Er war so souverän, dass er sich bei allen unbeliebt gemacht hat“, vermutet Kassner.

Schon im Mai 1737 stand sein Todesurteil fest. Süß wurden Amterschleichung, Fälschungen, Majestätsverbrechen und Hochverrat vorgeworfen. Der Angeklagte suchte sich zu verteidigen

– intellektuell war er den Richtern weit überlegen. Dennoch fand Oppenheimer keine Gnade. Am 4. Februar wurde er auf dem Galgenberg in Stuttgart erdrosselt. Sein Leichnam blieb sechs Jahre lang in einem eisernen Käfig ausgestellt. Sein Schicksal war Vorlage für Wilhelm Hauffs Novelle „Jud Süß“ und für Lion Feuchtwangers Roman „Jud Süß“. Die Nationalsozialisten nutzten die Geschichte 1940 propagandistisch für den gleichnamigen Film.

Joseph Süß Oppenheimer – ein weites Feld. Die ausländische Kritik bescheinigte dem Film „der beste Propagandafilm des Dritten Reiches zu sein, genauso böse wie verheerend.“

Die Vielschichtigkeit Oppenheimers hat Kassner bei der Bewertung vorsichtig gemacht, so dass er bei seinem Vortrag nur Quellen sprechen ließ. „Zehn Fragmente“ nannte er seine Zitate. „Die Person ist so legendenumwoben, dass ich ihr historisch nicht gerecht werden kann.“



Eberhardstraße 28 und Mömpelgardstraße 18



„Ich empfand es schon immer als kleine Ironie der Geschichte, dass im Palais Grävenitz in der Marstallstraße 5, dem herzoglichen Mätressensitz des 18. Jahrhunderts, die fromme, herzensgute aber – Sie werden mir verzeihen – auch ein bisschen harmlose Tony Schumacher geboren ist“, begann Andrea Fix ihren Bericht über die berühmten Frauen aus dem so genannten Palais Grävenitz.

Geflatter, Gestöhne und Rauschen habe ihre Mutter mitten in der Nacht gehört, erzählt Tony Schumacher. Sie hat das Palais in ihren Jugenderinnerungen eindrucksvoll beschrieben. 1847 war ihre Familie in das „sehr heruntergekommene“ Haus gezogen.

Antonie (Tony) wurde dort 1848 als siebtes Kind geboren. Bereits 1853 fand die Familie Baur-Breitenfeld in der Stuttgarter Straße eine neue Bleibe. Vielleicht, weil die Dienstmoten ständig tuschelten, dass es in dem alten Palais spuke? Ihre Mutter habe gegen das Gerede zu kämpfen

Zwei Frauen im Palais Grävenitz

gehabt, schreibt die Kinderbuchautorin. Es hieß, der Schatten der Grävenitz gehe in dem Gebäude um. Gesehen habe sie die Spukgestalt zwar nie. Die Mutter gestand aber, „dass es ihr in den großen, saalartigen Räumen [...] oft etwas schaurig zu Mute dünkte.“

Schlechte Öfen, lockere Fenster – der einst gediegene Mätressenwohnsitz war Mitte des 19. Jahrhunderts eine ziemlich verlotterte, zugige Behausung. Tony Schumacher macht Rudel von Fledermäusen und Mäusen sowie den Wind, der durch alle Ritzen pfeift, für den Spuk verantwortlich.

Dabei war dieses Haus einmal alles andere als eine bescheidene Unterkunft für kinderreiche bürgerliche Familien. 1728 vom Hofbaumeister Frisoni erbaut, zählte es neben dem Ludwigsburger Schloss und dem Grafenbau zu den aufwändigsten und schönsten Häusern Ludwigsburgs. Kleine, aber feine Salons, reiche Stuckaturen, wertvolle Möbel – Wilhelmine von Grävenitz logierte in fürstlichem Ambiente.

Hier gab die Mätresse des Herzogs Eberhard Ludwig intime Gesellschaften. In den Räumen fanden Maskeraden statt und wohl auch das ein oder andere tête-à-tête mit dem Herzog. Glanz und Glorie auch unter Herzog Carl Eugen, der von 1744 bis 1793 in Ludwigsburg regierte. Er nutzte das Palais als Gästehaus des

Hofes und quartierte dort wie sein Vorgänger seine Lieblings-Mätressen ein. Franziska von Hohenheim, die den Herzog später heiratete, war eine von ihnen.

Nach ihr wurde das Haus „Reichsgräflich Hohenheimisches Palais“ benannt. Doch der Name hielt sich nicht lange. „Die Grävenitz“ war mit der Zeit zur Legende geworden. Deshalb hieß das Haus bald nur noch „Palais Grävenitz“.

Zeitsprung: 1861 kaufte der Küfermeister Johannes Huss das Haus. Er vermietete die Räume ans Militär und unterhielt dort eine florierende Schankwirtschaft sowie eine Essigfabrik. Mehr als 100 Jahre – bis 1977 – war das Palais Grävenitz im Besitz der Familie Huss.

Inzwischen erstrahlt das Gebäude in alter Pracht. 1987 wurde es von Fritz Reimann nach den Plänen des 18. Jahrhunderts wieder hergestellt. Heute sind dort die Ludwigsburger Schlossfestspiele untergebracht, „und man kann dem Haus nur wünschen“, sagte Andrea Fix, „dass ab und an solche schillernden Frauen wie Wilhelmine von Grävenitz dort aus- und eingehen.“ Noch viele Bewohner und vor allem Bewohnerinnen – mit vielen Geschichten, prophezeigte sie dem Palais.



Marstallstraße 5





In Baden-Württemberg gab es einen Ministerpräsidenten, der jahrelang auf dem Gelände eines Gefängnisses wohnte. Gebhard Müller lebte von 1945 bis 58 in einer Dienstwohnung der Ludwigsburger Strafanstalt. Nur Schwaben können verstehen, warum der Landesvater damals nicht in eine repräsentativere Wohnung zog: Er wartete getreulich, bis sein Bausparvertrag fällig wurde.

Weder seine Berufung zum Staatspräsidenten des Nachkriegs-Landes Württemberg-Hohenzollern (1948 bis 52) noch sein Amt als Ministerpräsident (1953 bis 58) konnten ihn, einen der Väter des Südweststaates zum Umzug bewegen. Müller blieb in der Schorndorfer Straße 26. Die Dienstwohnung war dem Juristen nach dem Krieg zugeteilt worden.

Erst am Ende seiner Zeit als Ministerpräsident, 1958, bezog Müller mit seiner Frau Marianne ein solide finanziertes Haus auf dem Stuttgarter Killesberg. Ein merkwürdiger Kauz, dieser Ministerpräsident?

Warum ein Ministerpräsident wegen seiner Wohnung verspottet wurde

Eher ein Extrembeispiel schwäbischer Sparsamkeit. Der Politiker galt als bescheiden, fleißig und bodenständig. Seine spartanische Lebensweise machte ihn zwar populär, aber auch angreifbar. Für seine Wohnung im Ludwigsburger Gefängnis ist Müller oft verspottet worden.

„Das Haus spielte keine Rolle. Bildung und Werte waren ihm wichtig“, erzählt Prälat Paul Kopf, der Gebhard Müller in seiner Zeit als Ludwigsburger Dekan kennen gelernt hat. Die beiden trafen sich regelmäßig beim „Stammtisch Vatikan“ im Ratskeller.

Müller, im Alter etwas einsam und schwerhörig, entdeckte in dem 30 Jahre Jüngeren einen Landsmann, der ihm zuhörte und sich brennend für seine Ansichten in Politik, Kirche und Gesellschaft interessierte. „Er hat mir sein Leben und seine Prinzipien anvertraut“, sagt Paul Kopf. Ehrfürchtig bezeichnet er ihn als den bedeutendsten Katholiken, der in 300 Jahren aus Ludwigsburg hervorgegangen ist.

Der ehemalige Prälat hatte nicht nur Kontakt zu Gebhard Müller, sondern auch zu einigen seiner vier Geschwister. 1906 war der Volksschullehrer Johannes Müller aus dem streng katholischen Kreis Biberach nach Ludwigsburg gezogen. Bis weit nach dem Krieg lebte Müllers Mutter mit ihrer Tochter Anna im

Frisoni-Haus Schorndorfer Straße 25. Die Mutter war bekannt dafür, dass sie vor ihrer Wohnungstür ein Tischchen für Bettler hatte.

Paul Kopf findet, dass Ludwigsburg Gebhard Müller zu wenig gewürdigt hat. „Vielleicht war er aus dem ‚falschen Stall‘“, meint er in Anspielung auf dessen katholische Herkunft. Andere Städte haben dem Politiker die Ehrenbürgerschaft verliehen. Nicht so Ludwigsburg. Dass es an dem Haus in der Schorndorfer Straße 26 eine Gedenktafel gibt, die auf Müllers Zeit in Ludwigsburg aufmerksam macht, ist Kopf zufolge seiner Initiative zu verdanken. „Gebhard Müller ist vielen kein Begriff“, hat er festgestellt. Der Prälat möchte das ändern. Für ihn war Müller in vieler Hinsicht bahnbrechend. Kopf schätzt besonders sein Verdienst um die Verfassung von Bund und Ländern.

Ein so prominenter Mensch wie der Ministerpräsident hat in dem Eckhaus Schorndorfer Straße 26 seither vermutlich nicht mehr gewohnt. Das Haus ist im Besitz des Landes. Dort befindet sich unter anderem die Bewährungshilfe. Auch das Gefängnis besteht nicht mehr. Im größten Teil der einstigen Strafanstalt ist heute das Elisa Seniorenstift untergebracht.

Paul Kopf verstarb am 16. März 2007.





Das Adressbuch ist dunkelgrün, ein Faksimile des Originals aus dem 19. Jahrhundert. „Ich habe es von vorne bis hinten durchgelesen“, erzählt Sting. Dabei stieß der inzwischen 82-Jährige auf diesen Eintrag: 227, Simanowiz, Franz von, pensionierter Hauptmann. So hieß der Mann von Ludovike Simanowiz.

Das kinderlose Paar lebte von 1812 bis 1827 in der äußeren Seestraße 227 – so hieß das Haus in der Körnerstraße 16 damals.

Dass die Künstlerin dort ihren Lebensabend verbrachte, machte Sting nun beim „Treff im Museum“ publik: „Ich dachte, ich mache den Ludwigsburgern eine Freude damit.“

Als Ludovike Simanowiz 1812 mit ihrem Mann Franz in die äußere Seestraße zog, war ihr Stern am Himmel der Porträtmaler bereits gesunken. Das berühmte Bild von Friedrich Schiller hatte sie 1793 gemalt. In diesem Jahr war Ludovike Simanowiz 34 Jahre alt, eine selbstbewusste Frau auf dem Höhepunkt ihrer

Ludovike Simanowiz und ihre letzte Wohnung

Karriere. Die Ludwigsburgerin hatte ehrgeizige Ziele: Freie Künstlerin wollte sie sein. Während der Revolution war die Arzttochter allein nach Paris gereist, um bei einem renommierten Hofmaler in die Schule zu gehen.

Ihr Talent war schon früh erkannt worden. Es zahlte sich aus, dass Ludovike in der Nähe des Ludwigsburger Schlosses aufwuchs. Als Jugendliche erhielt sie Privatunterricht bei Nicolaus Guibal, dem angesehenen Hofmaler unter Herzog Carl Eugen.

1762 war ihre Familie in die Mömpelgardstraße 26 gezogen. Dort lernte Ludovike – gerade drei Jahre alt – eine spätere Berühmtheit kennen.

Kein geringerer als Friedrich Schiller wurde ihr Spielkamerad. Die beiden Kinder hatten nicht nur das gleiche Geburtsjahr 1759, sondern lebten obendrein im gleichen Haus. Der Grund: Die Väter kannten sich offenbar. Sie waren beide Militärärzte.

Es blieb nicht bei der Sandkastenbekanntschaft. Die Lebenswege der Porträtmalerin und des Dichters kreuzten sich immer wieder. Simanowiz malte nicht nur Schiller, sondern auch seine Eltern, seine Frau und seine Schwester.

Dann ein Schicksalsschlag. 1799 erlitt Ludovikes Mann Franz einen Schlaganfall. Danach war er dienstunfähig. Aus der Traum vom Leben als freie

Künstlerin. Bis zu seinem Tod im Jahr 1827 pflegte Ludovike ihren Gatten.

Die Zeit in der äußeren Seestraße, wo das Paar laut Adressbuch zur Miete wohnte, war für die Malerin nicht einfach. Die Krankheit machte Franz schwermütig. Ludovike musste, weil die Pension nicht reichte, mit ihrer Kunst Geld für den Lebensunterhalt verdienen. Sie malte Porträts auf Bestellung und gab Malunterricht.

Die jahrzehntelange Pflege ihres Mannes muss Ludovike Simanowiz aufgegeben haben: Sie starb am 2. September 1827, nur drei Monate nach ihrem Mann. An ihrer vermuteten Grabstätte auf dem Alten Friedhof steht seit 1985 ein Grabstein.

„Der freie Blick“, Katalog zur Ausstellung über die Künstlerinnen Therbusch und Simanowiz des Städtischen Museums Ludwigsburg (2002), ist im Museum und im Buchhandel erhältlich.



Ludovike Simanowiz – Selbstbildnis, Original im Schiller-Nationalmuseum Marbach a.N.





Gichtpapier, Fliegenleim, Flechtenwasser, Schwefelschnitten – manche von Jakob Friedrich Kammerers Erfindungen klingen alchimistisch. Andere dagegen ganz sinnvoll, so wie Federkiele, Stiefelwächse, Mostpresstücher, wasserdichte Stiefel aus Gummilastikum oder Limonade. Mit diesen Produkten und seiner Hutfabrik – Kammerer war gelernter Hutmacher – verdiente der Erfinder nicht schlecht.

Als der Geschäftsmann 1830 Döbereiner-Feuerzeuge in sein Sortiment aufnahm, war seine Experimentierlust geweckt. Er grübelte, wie sich Feuerspender noch schneller entzünden ließen. Anfang 1832 hatte er die Idee: Gummi arabicum.

Kammerer war der erste, dem es gelang, Kaliumchlorat und Phosphor auf einem Zündkopf zu vereinigen. Der Trick: Der Tüftler versah seinen Zündkopf mit einer schleimigen Lösung aus Gummi arabicum, in der Kaliumchlorat und Phosphor gemischt waren. Die getrockneten Zündköpfe ließen sich an einer rauen

Zündhölzer aus dem Hinterhaus Kirchstraße 21 in alle Welt vermarktet

Oberfläche entflammen. Damit war das Reibzündholz – ein Vorläufer des heutigen Sicherheitsholzes – geboren.

Das Spiel mit dem Feuer zahlte sich aus: Kammerer hatte um 1830 das Hinterhaus in der Kirchstraße 21 gekauft. Neben einer Werkstatt richtete er dort auch eine Zündholzproduktion ein. Täglich stellte seine Firma 300 000 bis 400 000 Zündhölzer her und exportierte sie bis nach England.

Rudolf Hunke erzählte, dass das muntere Treiben im Hinterhaus die Nachbarn in Angst und Schrecken versetzt habe. Immer wieder kam es zu kleinen Explosionen und Bränden. Kammerer war in Ludwigsburg auch als „Zendler“ bekannt. Otto Schanzenbach erinnerte sich 1896 daran, dass seine Mutter mit ihm als drei Tage altem Baby zu ihrem Vater in die Lindenstraße geflüchtet war, weil auf der Kammererschen Bühne ein Brand ausgebrochen war.

Die Nachbarn forderten die Behörden auf, Kammerer die Herstellung von Zündhölzern zu verbieten. Mit Erfolg. 1836 musste er die Produktion einstellen. Der Fabrikant verlegte sie in seine Produktionsstätte vor dem Asperger Tor, heute Heilbronner Straße 32. Bis 1965 war dort der Standort der Firma Jakob Friedrich Kammerer.

Noch vor 20 Jahren waren die Spuren der alten Werkstatt in der Kirchstraße 21 sichtbar: In den 80-er Jahren kaufte der Juwelier Rudolf Hunke das Haus. Der 70-Jährige erinnert sich noch, dass der Boden mit quadratmetergroßen, dicken Steinplatten belegt war. Hunke riss das alte Gebäude ab. Heute befindet sich dort das Restaurant „Il Boccone“.

1998 sah Hunke eine Kammerer-Ausstellung und erfuhr, dass die Geburt des Reibzündholzes in der Kirchstraße 21 stattgefunden hatte. „Das hat mich sehr berührt.“

Seither hat der geniale Erfinder den Juwelier nicht mehr losgelassen. Er richtete im Mai 2006 eine kleine Dauerausstellung nebst einer Sammlung von Streichholzschachteln aus aller Welt im Restaurant „Il Boccone“ ein. Die Sammlung hatte Hunke im Oktober 2005 bei der LKZ-Ferienaktion ersteigert. Kammerers Geist steckt allerdings für den 70-Jährigen längst nicht mehr nur in der Kirchstraße 21, sondern flackert unverhofft immer wieder auf: In jeder neuen Streichholzflamme.

„Die zündende Idee“ – eine Broschüre zu Jakob Friedrich Kammerer ist bei Rudolf Hunke, Kirchstraße 19, 71634 Ludwigsburg erhältlich.



Jakob Friedrich Kammerer und das Phosphorreibzündholz



Klaus Hoffmann hat in Ludwigsburg nach Vischers Spuren gesucht. Ein tückisches Unterfangen: „So lauert alles – Bleistift, Feder, Tintenfass, Papier, Cigarre, Glas, Lampe – Alles, Alles auf den Augenblick, wo man nicht Acht gibt“, schreibt der Vau-Vischer in seinem autobiographisch gefärbten Roman „Auch Einer“. Widrige Zufälle beschäftigten Vischer so, dass er sie detailliert und witzig beschrieb. Mit ihm hielt das Banale Einzug in die Literatur.

„Auch Einer“ – 1878 erschienen – fand sich noch vor 70 Jahren in jedem größeren Bücherschrank. Heute ist das Werk in Vergessenheit geraten. Auch Klaus Hoffmann sagte der Roman bis vor kurzem nichts. In einem Urlaub hatte er das Buch dabei – und las es mit Vergnügen. Die Lektüre war so anregend, dass Hoffmann wissen wollte, wo der Geist des Autors heute noch atmet. Irgendwo in Ludwigsburg musste er sein, dieser Genius Loci. Denn Vischer war ein Sohn der Stadt. 1807 wurde er als ältestes Kind des Stadtkirchenpfarrers geboren. In seinem Geburts-

„Alles lauert auf den Augenblick, wo man nicht Acht gibt“

haus am Markt befindet sich heute die Evangelische Buchhandlung.

Hoffmann beginnt seine Suche in Hoheneck. Erstes Ziel: Der Holzmarkt. Mit dem Bus will er dorthin fahren. Er wird aufgehalten. Sein Chow-Chow hatte sich während einer Kämm-Aktion aus dem Staub gemacht. In einem Augenblick der Unachtsamkeit war die Hündin – oh, Tücke des Objekts – entwischt. Jetzt hockt sie oben im Garten und folgt nicht.

Hoffmann kommt also später los als geplant. Der Bus naht. Den Kerl am Steuer kennt er. Ausgerechnet der rücksichtsloseste Busfahrer der Linie. Erst neulich hatte er den 72-Jährigen vorsätzlich in der Tür eingeklemmt, weil er beim Einsteigen zu langsam war. Was hätte Vischer gesagt? „Das Leben ist eine Fußreise mit einem Dorn oder Nagel im Stiefel.“

Auf dem Weg zum Holzmarkt ein weiteres Unding. Ein Ungetüm. Eine Bausünde. Er geht am Marstallcenter vorbei, im Kopf Worte seines Alter Ego: „Das Abgeschmackteste, hier ward es geschmeckt [...]“. Genius Loci? Hier nicht.

Auch am Holzmarkt vor dem Obelisken, der die Porträts von Vischer, Mörike, Kerner und Strauß zeigt, will sich des Dichters Geist nicht offenbaren. Genauso wenig vor der Buchhandlung am Markt. „Hier müsste er gehen und stehen. Tut er aber nicht. Dem

Haus sieht man seine Eigenart nicht an“, stellt Hoffmann fest. Überhaupt findet er, dass der Vau-Vischer in Ludwigsburg nicht groß herumgeistert. Wie auch. Als sein Vater starb, war er sieben Jahre alt. Seine Mutter zog mit ihren drei Kindern nach Stuttgart.

Die Stadtbibliothek. In Vischers Werken findet Hoffmann endlich das Gesuchte: Einen Geist, der stets zwischen dem Erhabenen und dem Komischen schwankte – „erdenschwer und himmelssüchtig im Kampf mit dem inneren Dämon.“

Richtig lebendig aber wird Vischer im Städtischen Museum. Dort steht das komplette Arbeitszimmer des Philosophen, der unter Dauerschnupfen und Hühneraugen litt. Bestens erhalten ist sein Spucknapf, in den der Ästhet die Spuren seines Katarrhs entlud. Aus seinen Leiden machte er kein Geheimnis. „O, wir sind geboren, zu suchen, Knoten aufzudröseln, die Welt mit Hühneraugen anzusehen, und ach! zu niesen, zu husten und zu spucken!“

Gestorben ist Vischer übrigens im österreichischen Gmunden am Traunsee, mit 80 Jahren. Er überlebte – oh, Tücke des Objekts – den Genuss einer giftigen Pilzmahlzeit nicht.



Holzmarkt und Marktplatz





Es dürfte kaum zwei Freunde geben, die einen so erstaunlich parallelen Werdegang haben wie Friedrich Schiller und Friedrich Wilhelm von Hoven. Schule, Studium – was der eine tat, tat der andere auch.

Ihre Freundschaft hielt ein Leben lang. „Mit ihm habe ich von meinem 13. Jahr bis fast zum 21. alle Epochen des Geistes gemeinschaftlich durchwandert“, schreibt Schiller. Der Arzt wiederum nennt Schiller seinen ältesten und geliebtesten Jugendfreund.

Die Familien Schiller und von Hoven wohnten in der Stuttgarter Straße 28, im Haus des Verlegers Cotta. Als Siebenjährige lernten sich die Jungen – beide 1759 geboren – dort kennen. Dass sie 13 Jahre lang exakt die gleiche Ausbildung durchliefen, war vor allem ein Werk der Väter, die ehrgeizige Pläne hatten. Theologen sollten die Jungen werden. Doch dann durchkreuzte Herzog Carl Eugen die Zukunftspläne. 1770 hatte er in Stuttgart die Hohe Karlsschule gegründet – eine elitäre Militärakademie. Schiller und von Hoven wurden dort aufgenommen, studierten

Kinder im Cottahaus: Der Rebell und sein braver Freund

zunächst Jura. Recht erfolglos. Beide wechselten zur Medizin. Soweit die Parallelen. Dass sie nach ihrer Trennung 1780 nicht mehr recht zueinander fanden, muss sich schon auf der Karlsschule angedeutet haben. Schiller, die feurige Seele, litt unter dem Drill an der Militärakademie. „Die Räuber“ sind Ausdruck seiner ungestümen Auflehnung gegen die „schwere Zuchttrute des Despotismus“.

Ganz anders von Hoven. Er passte sich an. Ihm machte die strenge Zucht nichts aus. Werte, die für ihn zählten, waren Mäßigung, Ordnung und Pflichterfüllung. Der Beruf wurde später zum Mittelpunkt seines Lebens.

Von 1780 an arbeitete von Hoven als Arzt und Geburtshelfer in Ludwigsburg. Er zog zunächst bei seinen Eltern ein – der Vater war Intendant des Waisenhauses an der Ecke Wilhelm-/ Stuttgarter Straße (spätere Kanzleikaserner). Der junge Mann war als Armenarzt tätig und behandelte auch französische Flüchtlinge. Allmählich dehnte sich sein Patientenkreis aus, sogar bis in den Adel. Zu seinen Patientinnen gehörte unter anderem Franziska von Hohenheim, die Mätresse und spätere Frau Herzog Carl Eugens. In die 80-er Jahre fällt auch von Hovens Hochzeit mit Henriette Bischoff, der Tochter des Hofapothekers. Das Paar bekam einen Sohn und eine Tochter. Die beiden wohnten in Ludwigsburg. Wo, ist allerdings nicht bekannt.

1793 – Schiller und von Hoven sehen sich wieder. Der Dichter zieht mit seiner hochschwangeren Frau für ein halbes Jahr in der Wilhelmstraße 17 ein. Von Hoven hilft Schillers Erstgeborenem Carl auf die Welt. „Keine Zeit“, hatte Schiller seinem Freund einige Wochen vor dem Wiedersehen geschrieben, „wird die glücklichen Jahre, die wir [...] miteinander verlebten, aus meinem Herzen auslöschen können.“ Doch das vertraute Verhältnis scheint abgekühlt. Im Oktober 1793 schreibt Schiller seinem Freund Körner, dass von Hoven und er inzwischen „so verschiedene Bahnen genommen“ hätten, dass sie „einander kaum mehr finden“ würden, wenn sie „nicht noch medizinische Reminiszenzen“ hätten.

Nach 1793 sahen die beiden Freunde sich nicht wieder. Schiller versuchte zwar, von Hoven einen Posten an der Universität Jena schmackhaft zu machen. Er will von Hoven in Würzburg besuchen, wo der Arzt seit 1803 eine Professur hatte.

Es kam nicht mehr dazu. Schiller starb 1805. Sein Freund überlebte ihn um 33 Jahre. 1808 zog von Hoven nach Nürnberg und wurde Kreismedizinalrat. Im Alter wohnte er bei seiner Tochter in Nördlingen. Dort starb er 78-jährig am 6. 2. 1838. „Er war groß als Arzt, größer als Mensch“ steht auf seinem Grabstein.





Fast 200 Jahre lang prägten die Baumgärtners architektonisch und auch politisch das Gesicht Ludwigsburgs. Wie ein Flickenteppich sieht der Stadtplan aus, wenn man all die Häuser färbt, die von ihnen gebaut oder auch umgebaut wurden. Fritz Baumgärtner hat Villen in der Südstadt gebaut, sein Vater die Synagoge entworfen; sein Onkel das ehemalige Rathaus, jetzt Altes Schulhaus, in Hoheneck. Sein Großvater konnte nicht viel bauen, weil zu seiner Zeit eine Konjunkturlaute herrschte. Fritz' Urgroßvater war beim Festinbau am Schloss Monrepos beteiligt. Und sein Ur-Urgroßvater – mit dem fing alles an.

Der Urvater

Johann Georg Baumgärtner (1726 – 1780) war Zimmermann und wohl an der Errichtung der Stadtmauer und der Torhäuser beteiligt. Er baute das Stammhaus der Baumgärtners – ein repräsentatives Eckhaus, heute Reithausplatz 21. Es war bis 1944 im Besitz der Familie (heute: Brauerei Rossknecht).

Der Klassizist

Auf der Festinwiese am Seeschloss Monrepos wird jedes Jahr das Feuerwerk der Schlossfestspiele gezündet. „Dort stand einmal ein Gebäude“, sagt Dieter

Die Architekten Baumgärtner bauen in fünf Generationen ein Drittel der Innenstadt

Hornig. Lange Zeit gab es vom Festinbau nur einen Grundriss. 1990 fand man ein Bild des Gebäudes im Nachlass Baumgärtner.

Der Spätklassizist

Fridrich mit einem „i“ (1793 – 1862) konnte nicht viel bauen. Nach dem Tod von König Friedrich 1816 stand die Wirtschaft still. So bestand das Kerngeschäft des Stadtwerkmeisters vorwiegend aus Um- und Anbauten. Eins seiner Gebäude ist das Brunnenhaus in der Solitudestraße 34, das heute noch so aussieht wie damals geplant. Das Besondere für Hornig: Fridrich Baumgärtner hat seine Häuser in fein aquarellierte Lagepläne anschaulich eingezeichnet. „Deshalb ist nachvollziehbar, wie es damals dort aussah.“ Auf dem Plan des Brunnenhauses von 1840 ist das erste Schlachthaus Ludwigsburgs ebenso erkennbar wie die Vorläufer-Bäume der heutigen Platanen im Schulviertel.

Der Professor

Friedrich Baumgärtner (1823 – 1881) hat nicht lange in Ludwigsburg gearbeitet, sondern über zehn Jahre lang Eisenbahnen in der Schweiz gebaut. 1868 kaufte er die Burgruine in Hoheneck. Dort hat er auch Häuser gebaut und die alte Kelter zum damaligen Rathaus umgebaut (1907: Schulhaus).

Der Brückenbauer

Paul (1831 – 1884) war der jüngere Bruder Fried-

richs und im Gegensatz zu ihm fest in Ludwigsburg verwurzelt. Er baute von 1860 – 62 die Vorgängerbrücke über den Neckar zwischen Hoheneck und Neckarweihingen. Viele Gebäude in der Alleen- und Myliusstraße stammen von ihm. Außerdem hat er 1872 die Ziegelwerke Ganzenmüller & Baumgärtner begründet. 1884 – in seinem Todesjahr – hatte er mit dem Bau der Synagoge in der Solitudestraße begonnen. Sein Sohn Fritz stellte das Gebäude fertig.

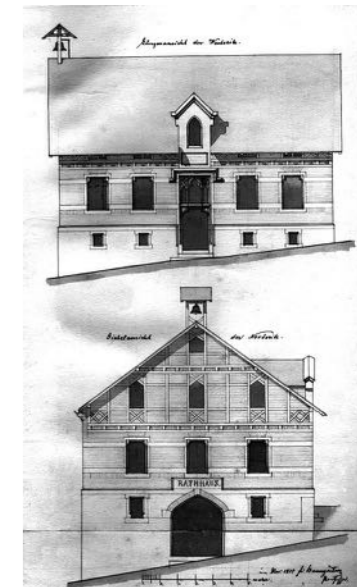
Der letzte Ludwigsburger Architekt

Fritz Baumgärtner (1861 – 1928) war Architekt und Bauunternehmer in einer Person. Er baute etliche Villen in der Südstadt, aber auch Industriegebäude wie Nudel-Burkhardt in der Osterholzallee oder Hünnersdorff in der Eisenbahnstraße. Für sich selbst errichtete er die heute noch erhaltene Villa Baumgärtner in der Oberen Reithausstraße 22. Nicht nur die Leidenschaft für Architektur zieht sich durch die fünf Baumgärtner-Generationen. Auch politisch war die Familie engagiert. Fast alle Männer waren Stadträte, der Professor sogar Landtagsabgeordneter.

Die genannten Gebäude sind nur Beispiele aus dem umfassenden Bau-Werk der Familie. „In der Innenstadt waren Baumgärtners im Lauf von 150 Jahren an jedem dritten Haus beteiligt“, sagt Hornig. Ihm liegt daran, dass die Architekten-Dynastie nicht vergessen wird.



Obere Reithausstraße 22





Pfizer und Ludwigsburg: Keine besonders augenfällige Verbindung. Eine unscheinbare Gedenktafel an der Sternkreuzung ist weit und breit der einzige Verweis auf den berühmten Sohn der Stadt. Wer Spuren von Karl Pfizer sucht, wird eher in Karlsruhe fündig.

Dort wurde im vergangenen Jahr ein großer Park – die Karl-Pfizer-Anlage – eingeweiht. Anlass war der 100. Todestag des Firmenchefs. Karlsruhe – nicht Ludwigsburg – ist seit 1958 Sitz der deutschen Zentrale des Pharmakonzerns.

Karl Pfizers Ahnen haben in Ludwigsburg und Umgebung gewohnt. Sie waren Wirte, Wengerter oder Küfer. Pfizers Vater kaufte 1819 das Eckhaus an der Sternkreuzung: Ein schönes Bürgerhaus, das spätere Gasthaus „Stern“.

Als Pfizer Senior sich 1859 zur Ruhe setzte, verkaufte er sein Haus. 1972 wurde es abgerissen und durch das jetzige Bürohaus ersetzt. Der B27-Tunnel und die Unterführung entstanden. Einziges Relikt aus alten

Gründer einer Weltmarke: Karl Pfizer ist am „Stern“ groß geworden

Tagen: Das Wirtshauschild des „Stern“. Es hängt heute an der Treppe zur Unterführung.

Zurück zu Pfizers Vater. Er führte ein Spezerei- und Konditoreiwarengeschäft und war ein wohlhabender Kaufmann. Sein Sohn Karl Christian Friedrich Pfizer wurde am 22. März 1824 in dem Eckhaus geboren, als fünftes Kind.

Der einzige Junge der Familie machte eine Apothekerausbildung. Weil er kaum Aussicht hatte, sich in Ludwigsburg als Apotheker selbständig zu machen, arbeitete er in kleinen chemischen Betrieben. 1848 wanderte Karl Pfizer mit seinem Cousin, dem Ludwigsburger Konditor Karl Erhart, nach New York aus. Der 24-Jährige hoffte, in den USA seine Träume verwirklichen zu können.

„Mit kaufmännischem Geschick und einer großen Portion Mut etablierten sich die zwei“, erzählt Kilian Raasch beim „Treff im Museum“. Die Cousins kauften in Brooklyn ein Fabrikgebäude. Das Wurmmittel „Santonin“, Kampfer und Kalomel waren ihre ersten selbst produzierten Medikamente.

Ein Hang zur Perfektion, Sinn für schwäbische Tüftelei sowie ein Gespür für das, was die Zukunft benötigte, machten das Feinchemie-Unternehmen Charles Pfizer & Co. bald zum Monopolisten. Amerika steckte damals in Sachen chemische Wissenschaft

und damit verbundenen Produktionsverfahren noch in den Anfängen.

Pfizer reiste häufig nach Ludwigsburg, um Handwerker abzuwerben und sich nach dem neusten Stand der Technik zu erkundigen. Während eines Heimaturlaubes 1859 heiratete er Anne-Lisette Bausch. Sie war mit dem Zichorien-Kaffee-Fabrikanten Franck verschwägert.

Am 10. September 1863 gab die Familie zugunsten der amerikanischen Staatsbürgerschaft alle Ludwigsburger und württembergischen Bürgerrechte auf. Von da an kamen Pfizers nur noch selten zu Kuren im Schwarzwald und in der Schweiz.

Die Söhne übernahmen um den Jahrhundertwechsel das Ruder. 1906 starb Karl Pfizer 82-jährig. Aus Charles Pfizer & Co. wurde eine Aktiengesellschaft.

Gegen Ende des zweiten Weltkrieges gelang es, Penicillin technisch herzustellen. Heute ist Pfizer das größte Pharma-Unternehmen der Welt mit einem Jahresumsatz von 49 Milliarden US-Dollar.

Nur die jüngste Tochter Pfizers kehrte 1904 nach Ludwigsburg zurück: Alice Margarete Henriette heiratete den Freiherrn Reinhard von Echt. In Erinnerung an die Herkunft ihrer Familie und aus Dankbarkeit hat sie das Albert-Knapp-Heim 1965 mit einer Spende bedacht.



Wilhelmstraße 2



um 1900

Günther Vogt kann erzählen, frei von der Leber weg. Der 75-Jährige kennt einen Neffen von Hans Klenk und hat Kontakt zu seinem Sohn Dieter, der übrigens in die Fußstapfen seines Vaters getreten ist: Dieter Klenk hat „Hakle feucht“ erfunden.

Weil die Geschichte von Hakle ein wenig wie ein Märchen klingt, beginnt Günther Vogt seinen Vortrag beim „Treff im Museum“ entsprechend: Es war einmal... ein Sohn aus einer armen Familie. Wie viele Kinder von Soldaten kam Hans Klenk in der Arsenalkaserne zur Welt, am 3. April 1906. Als sein Vater Friedrich Gefängnisaufseher wurde, zog die Familie in eine Dienstwohnung im so genannten Zuchthausdörfle, damals Salonstraße 24, heute Alt-Württemberg-Allee.

Damit Hans die Oberrealschule – das heutige Mörike-Gymnasium – besuchen konnte, ging seine Mutter arbeiten – sonst hätte die Familie das Schulgeld nicht zahlen können. Nach der Schule machte er eine Lehre bei der Volksbank; ein kurzes Intermezzo bei der Firma Heinrich Franck Söhne; dann eine Stelle in



Hans Klenk hat mit Hakle Toilettenpapier Geschichte geschrieben

der Stuttgarter Papiergroßhandlung Köster und Cie. Dort witterte er bald sein großes Geschäft: Toilettenpapier.

Ältere Ludwigsburger wissen noch, was sie bis in die 50-er Jahre auf dem stillen Örtchen zumeist erwartete: Ein Kästchen oder ein Haken an der Wand. Darin oder daran Zeitungen. „Klopapier gab es zwar. Aber das haben sich nur Betuchte geleistet“, erzählt Günther Vogt.

Im Schorndorfer Torhaus brachte Hans Klenk seine Idee von den Rollen ins Rollen. Es könnte aber auch im Blockhaus gewesen sein, im ehemaligen Frauengefängnis – da sind sich die Nachfahren nicht sicher.

Vogt erzählt, dass der junge Mann große Teile seiner Familie im Torhaus versammelte, um Papier in lange Streifen zu schneiden und aufzurollen. Damit es schneller ging, bediente er sich eines Geräts, das in Krankenhäusern zum Wickeln von Mullbinden verwendet wurde. Als ihm auch das zu langsam war, soll er den Wickelapparat mit einem Fahrrad angetrieben haben.

Wie gerollt, so verkauft: Mit einem Schubkarren – erzählt man – zog Klenk durch Ludwigsburg, um seine Rollen an den Mann zu bringen. Bereits mit 22 Jahren gründete er die Firma Klenk und Co. – Herstellung von Klosettpapier und Großhandel mit

Papierwaren in der Stuttgarter Straße 35 a. Das war 1928. Dort befand sich früher das Proviantamt (heute Hotel Nestor).

Hans Klenk war nicht der Erste, der Klorollen verkaufte. Aber er war der Erste, der sie mit fester Blattzahl produzierte: pro Rolle 444. Im Jahr 1932 brachte er die 1000-Blatt-Rolle auf den Markt. „Vorher wurden Klorollen in allen möglichen Größen und Papierarten hergestellt, so dass ein echter Preisvergleich nicht möglich war“, weiß Vogt.

Wer Papier herstellt, braucht Wasser. Deshalb siedelte der Unternehmer seine Firma 1934 in Mainz direkt am Fluss an. Ludwigsburg blieb er Zeit seines Lebens verbunden. Mit Spenden und Stipendien unterstützte er das Mörike-Gymnasium. 1969 wurde das Hans-Klenk-Heim am Salonwald eingeweiht, für das er große Summen bereitstellte (inzwischen abgerissen). 2002 baute die Arbeiterwohlfahrt in der Talstraße ein neues Haus, das den Namen Hans-Klenk-Haus bekam.

Für sein soziales Engagement erhielt Hans Klenk 1956 als erster die Bürgermedaille der Stadt Ludwigsburg. Am 7. März 1983 ist er gestorben. Seine Firma blieb bis 1984 im Familienbesitz.



Talstraße 24



Die 444-Blattrolle

Hans Klenk (unten) mit Familie





Neckarweihingen, Mitte des 19. Jahrhunderts. Im Land herrschte Hungersnot. Der Weinbau kam fast zum Erliegen. In einem kleinen Bauernhaus, heute Hauptstraße 72, lebte der Weingärtner und Totengräber Johann Jakob Keller mit seiner Frau Justine. Die beiden hatten zehn Kinder. Friedrich, am 18. Februar 1840 geboren, war der Jüngste.

Trotz des Kampfes um das tägliche Brot nahm sich der Vater gelegentlich Zeit, um mit ihm zu zeichnen. Eng aneinander geschmiegt beugten sich beide über eine Schiefertafel. Der Vater ahnte nicht, dass er in diesen innigen Momenten den Lebensweg seines Sohnes vorzeichnete. Jakob Keller starb, als Friedrich neun Jahre alt war.

Inzwischen war der Pfarrer auf die Begabung des Jungen aufmerksam geworden. Er sorgte dafür, dass Friedrich Zeichenunterricht an der gewerblichen Fortbildungsschule in Ludwigsburg nehmen konnte.

Sonntags, in den Mittagspausen, am Feierabend – der Bauernjunge verbrachte jede freie Minute

Steinbrecher-Bilder machen den Neckarweihinger Maler Friedrich Keller berühmt

mit seinem Skizzenblock. Öfter ging er zu Fuß von Neckarweihingen in die Staatsgalerie nach Stuttgart, um Bilder anzuschauen und zu kopieren. Besonders Menschen in Bewegung faszinierten ihn.

Der arbeitende Mensch wurde Kellers Leitmotiv – und sollte es ein Leben lang bleiben. Von 1876 bis zu seinem Tod hat er immer wieder Männer bei ihrer Tätigkeit in Steinbrüchen gemalt.

Die Steine: ein Symbol auch für seinen eigenen steinigen Weg? Mit 18 Jahren wollte er an der Kunstakademie studieren – und konnte nicht, weil ihm das Geld fehlte. Fast zehn Jahre lang hielt er sich mit Reklame- und Genrebild-Malerei sowie als Gehilfe eines Zimmermalers über Wasser.

Als 27-Jähriger bekam er endlich ein königliches Stipendium und konnte die Kunstakademie in Stuttgart besuchen. 1871 wechselte Keller nach München und etablierte sich als selbständiger Maler, sein Ansehen wuchs rasch.

1883 berief Württemberg ihn als Professor an die Stuttgarter Akademie. Der als gutmütig und bescheiden geltende Künstler kehrte mit seiner Frau Ernestine und vier Kindern in die Heimat zurück.

Für die Laurentiuskirche in Neckarweihingen stiftete der Maler 1913 ein Gemälde: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid.“ Es ist in

Ludwigsburg der einzige „Keller“, der öffentlich zugänglich ist. Bilder, die früher in der Friedrich-von-Keller-Schule und im Neckarweihinger Rathaus hingen, werden inzwischen aus konservatorischen Gründen im Städtischen Museum gelagert. Sie wurden 1996 bei einer Ausstellung gezeigt.

Es mag ein wenig verwundern, dass der Maler nie seinen Heimatort zeichnete. Auf keinem seiner Bilder ist Neckarweihingen zu sehen. Für den Maler und Grafiker Wolfgang Kern aus Neckarweihingen ist der Ort dennoch in Kellers Werke eingeflossen. Die schwer arbeitenden Menschen und auch die Steine sind ein Element seiner Kindheit: Als Sohn eines Weingärtners war er mit dem Bau von Trockenmauern, Natursteintreppen und Terrassen vertraut.

Nicht nur die Schule in seinem Geburtsort wurde nach dem Maler benannt, es gibt auch eine Friedrich-Keller-Straße. Das „von“ in seinem Namen erhielt er zum 25-jährigen Dienstjubiläum. Zu seiner Zeit wurden Künstler und Akademiker regelmäßig mit dem Personaladel geehrt.

Im August 1914 ist der Maler auf dem Friedhof von Abtsgmünd begraben worden.

Der Katalog zur Ausstellung „Friedrich Keller, ein schwäbischer Realist“ (1996) ist im Städtischen Museum noch erhältlich.





Die Imle-Villa in der Hoferstraße 25 ist ein Blickfang. Sonnja Wahl hat schon oft beobachtet, wie Passanten den Schritt verlangsamen, bewundernd auf das Gebäude mit Turm und Erker schauen. Wie die Augen über Details an der Werksteinfassade wandern, über die großzügigen Fenster oder den parkartigen Garten.

Wer hier wohnt, muss viel Geld haben, mag mancher Betrachter denken. Muss er nicht, könnte Sonnja Wahl antworten. Als sie 1984 in das denkmalgeschützte Haus zog, war sie Berufsanfängerin. Geld im Überfluss hatte die ehemalige Grünen-Stadträtin nicht. Aber sie hatte eine Wohngemeinschaft – eine WG aus der alternativen Szene, die es satt hatte, zur Miete zu wohnen und darum beschloss: Wir kaufen ein Haus. Auf dem Land, in der Stadt – egal. Die Gruppe hätte auch ein altes Bauernhaus genommen.

Bernd Burbulla, ein WG-Mitglied, hatte ein ziemlich niedriges Angebot für das Objekt in der Hoferstraße gemacht – „weil wir das sowieso nicht für realistisch

Abenteuer Altbau: Leben in einer Jugendstilvilla

hielten.“ Eines Tages meldete sich ein Makler am Telefon und fragte, ob das Angebot noch gelte. Jetzt oder nie – mit viel Idealismus stürzten sich fünf junge Leute ins Abenteuer Altbau.

Sonnja Wahl zog in die Dachwohnung ein – den ehemaligen Dienstbotbereich. Dort wohnt sie noch heute mit ihrem Mann Werner Fleig. Die Lehrerin hat das Haus samt Garten ins Herz geschlossen, obwohl es „eine ewige Baustelle“ ist, fast ständig Renovierungen anstehen. Im Lauf der Jahre hat sich das Paar bis in den kleinsten Winkel mit der Seele der Villa vertraut gemacht. Sonnja Wahl kennt jede Farbnuance in den bunten Glasfenstern, feinste Muster in den Türklinken. Ihr Kleinod: Das rundum verglaste Türmchen. Von hier aus kann sie wie von einem Leuchtturm in die Ferne schauen.

Müssen Teile ersetzt werden, werden sie unauffällig in das Bestehende eingefügt. Besonders stolz macht es sie, wenn Besucher gar nicht merken, dass Bücherregale, Fenster oder auch die goldene Kugel auf dem Turm erst später ergänzt wurden, sondern so wirken, als wären sie schon immer da gewesen.

In ihrem ständigen Schaffen, Bauen und behutsamen Verändern ähneln die Bewohner der Hoferstraße 25 den Bienen, die eines der Glasfenster im ersten Stock durchqueren. „Die Immlin“ heißt es in der Inschrift.

Die drei Immen sind das Symbol des Hauses. Sie verweisen auf Ernst Imle, der die Villa vor 100 Jahren gebaut hat.

Der Architekt machte seinem Namen alle Ehre. Imles Familie musste laufend umziehen, weil er sich in Ludwigsburg immer wieder neue Häuser errichtete. Allein in der Hoferstraße stammen die Gebäude Nr. 21, 23, 25, 26, 27 und 28 von ihm.

1909 zog Imle von der Hoferstraße 25 ins Nachbarhaus, das er zusammen mit seinem Berufskollegen Adolf Knecht fertig gestellt hatte. Die Jugendstilvilla verkaufte er an Hugo Moser, einen Kaufmann. 1925 findet sich unter dieser Adresse der Name des Fabrikanten Karl Christian Schmid. Das Haus blieb bis 1984 im Besitz dieser Familie.

Dann kam die Wohngemeinschaft. Für Sonnja Wahl eine ideale Lösung: „Ich allein hätte gar nichts machen können. Jede Form der gemeinschaftlichen Nutzung erhöht die Möglichkeiten, auch die materiellen.“





Das Wappen über dem Eingang der Wilhelmstraße 5 leuchtet blau. Darin einige exotische Symbole: ein Palmenbaum und ein Regenbogen, über dem drei Sterne schweben. Es ist das Wappen der Familie Phull und verweist auf den Bauherrn des Hauses, Freiherr Johann August von Phull. Er war von 1708 bis 1733 Obervogt in Göppingen. Dass der Baron von der Schwäbischen Alb in Ludwigsburg baute, geschah nicht ganz freiwillig.

1709 war Ludwigsburg zur Stadt erklärt worden. Fast ein Kuriosum. Denn was sich Stadt nannte, war eigentlich tiefste Provinz: Ein Schloss und drum herum nichts als Ackerland und Wälder. Den Herzog wurmte, dass die Häuser nicht wie Pilze aus dem Boden schossen. Deshalb forderte er 1715 die Ämter des Herzogtums auf, in Ludwigsburg Amtshäuser zu bauen.

Das Göppinger Amtshaus (heute Wilhelmstraße 1) wurde als erstes Gebäude südlich des Marktplatzes auf freiem Gelände errichtet. Neben Göppingen be-

Der Göppinger Obervogt Johann August Phull und die Häuser Wilhelmstraße 1-5

teiligten sich die Ämter Backnang, Kirchheim/Teck und Wendlingen am Bau, der 1722 begonnen wurde. Hofbaumeister Donato Giuseppe Frisoni hatte die Anlage entworfen. Sie wurde viel teurer als geplant. Die Kosten sprengten die Kasse der kleinen Ämter. Deshalb überredeten sie Johann August von Phull, das Gebäude fertig zu stellen.

Der Obervogt kaufte das unfertige Haus 1723 und vollendete es bis 1727 auf eigene Kosten. Zum Dank erhielt er vom Herzog einen Freibrief, der ihm 25 Jahre lang Steuerfreiheit bescherte.

Damit nicht genug. Von Phull baute auch das rückwärtige Gebäude Wilhelmstraße 3 – ebenfalls nach Frisonis Plänen. Und für sich selbst errichtete er ein Wohnhaus direkt daneben, in der Wilhelmstraße 5. Über der Tür brachte er das Wappen an. Der Regenbogen – hoffnungsvolle Spur am Himmel – schien sich auch durch sein eigenes Leben zu ziehen.

1720 heiratete der Baron aus Göppingen Maria von Grävenitz, die Schwester der Mätresse des Herzogs, Wilhelmine von Grävenitz. 1729 kaufte der Herzog ihm das Gebäude für 40 000 Gulden ab. Dank der Zugehörigkeit zum Grävenitz-Clan wurde von Phull 1720 zum Generalfeldmarschall-Leutnant ernannt. Als solcher erhielt er ein Jahresgehalt von 4000 Gulden. Dazu kamen noch seine Bezüge als Obervogt.

Johann August von Phull (1669 – 1746) hatte offenbar das Talent, günstige Gelegenheiten klug zu nutzen.

Sein Enkel Karl Ludwig August Friedrich wurde General an der Seite des russischen Zaren Alexander I., 1812 musste er aus Russland fliehen und lebte danach in England, den Niederlanden und Brüssel. 1821 kam er nach Stuttgart zurück. Dort starb er 1826. Er ist auf dem Hoppenlau-Friedhof beerdigt.

Das Göppinger Amtshaus, das sein Großvater gebaut hatte, ist noch heute das größte aller Amtshäuser. Bis 1984 war es mit einer Freitreppe versehen. Weitere Nutzungen des Gebäudes: 1730 wurden die Wilhelmstraße 1 und 3 mit Kanzleien aus Stuttgart belegt, daher auch der Name „Kanzleikaserne“. 1788 gründete Herzog Carl Eugen dort sein berühmtes Militärwaisenhaus. 1928: Sitz des Finanzamtes. Ab 1949: Anton-Bruckner-Schule. 1984 kaufte die Stadt das Haus.



Wilhelmstraße 5



Seit dem 12. Jahrhundert steht das Stammschloss der Familie Thüngen im Ort Thüngen bei Würzburg. Dort lebt das Adelsgeschlecht heute noch. Fast so alt wie das Schloss sind die Verbindungen der Familie nach Württemberg. Ein Blick ins 18. Jahrhundert: 1713 rief Herzog Eberhard Ludwig Adam Hermann Heinrich von Thüngen an seinen Hof.

Das Blaublut machte in Ludwigsburg rasch Karriere. Thüngen wurde unter anderem Obervogt von Heidenheim. Auch vier seiner Söhne traten in württembergische Dienste. Karl Christoph, der Älteste, wurde Begleiter des Erbprinzen Friedrich Ludwig.

Der Herzog wollte Ludwigsburg –1709 zur Stadt erklärt – zur neuen Residenz herausputzen. 1715 forderte er seine Oberämter auf, Amtshäuser zu bauen. Adam Heinrich von Thüngen ermahnte er, seinen Garten (heute Wilhelmstraße 11) selbst zu überbauen oder dem Heidenheimer Oberamt zur Bebauung zu überlassen.

Wie aus dem Palais Thüngen das Rathaus wird

Doch Heidenheim und Lauffen, für den Bau zuständig, fehlte das Geld. 1723 starb Adam Hermann Heinrich. Sein Sohn Karl Christoph übernahm den Posten des Vaters und die Verantwortung für das Amtshaus.

Er beschloss, den Bau selbst zu finanzieren. Das wurde in einem Vertrag mit Heidenheim und Lauffen festgelegt. Die Ämter steuerten 2500 Gulden bei, stellten überdies Baumaterial und Wein. Der Vertrag besagte auch, dass das Haus auf Karl Christoph oder seine Erben übergehen sollte.

Mitte 1726 war das Palais Thüngen fertig. Über die erste Nutzung des Gebäudes ist wenig bekannt. Bis 1751 blieb es im Besitz der Familie Thüngen. Danach übernahm die Witwe Elisabeth von Kaltenthal das Palais und lebte dort bis zu ihrem Tod 1766. Noch im gleichen Jahr kaufte die Stadt das Gebäude und machte es 1767 zum Rathaus. Das alte Rathaus in der „Alten Kanzlei“ (Obere Marktstraße 1) wurde aufgelöst.

Bis heute wurde das Palais Thüngen außen und innen immer wieder umgebaut. So wurde die Freitreppe 1885/ 86 entfernt und der Eingang in einen Balkon mit vier Säulen umgewandelt. Außerdem erhöhte man das Gebäude damals um einen Stock und änderte das Dach.

1953/54 erfolgte ein weiterer Umbau. Der gesamte Zierrat wurde entfernt. 1971 änderte das Rathaus sein Gesicht erneut. Der knapp 85 Jahre alte Balkon wurde wieder weggerissen. Auch das Stadtwappen und zwei Torbögen fielen der Umgestaltung zum Opfer. 1991 wurde der Verwaltungssitz zum vorläufig letzten Mal renoviert. Seither ähnelt er äußerlich – abgesehen von der Dreigeschossigkeit – wieder dem einstigen Palais Thüngen.



C.P. hat zu diesem Thema eine amüsante Satire verfasst. Es geht darin auch um Orte wie Marktheidenfeld, Heide und El Paso. Wir können hier nur die Passagen, die in Ludwigsburg spielen, drucken, und auch diese leicht gekürzt. Die vollständige Erzählung kann über den Autor bezogen werden.



... Es hat Jahre gedauert, bis ich verstanden habe, wieso die Rettistraße in der Weststadt Rettistraße heißt. Retti? Bei der Jomellistraße kann man sich vorstellen, dass sie nach einem Italiener heißt. Die Isopistraße klingt nach Serengeti und Antilope. Aber Retti?

Eines Tages klingelte eine Horde Kinder an unserer Tür. Die Kinder waren bei einer Geburtstagsparty auf Schnitzeljagd geschickt worden und mussten bei irgendjemandem eine Rolle Klopapier eintauschen gegen etwas, das größer und leichter sein sollte. Sie hatten es sehr eilig, weil sie vor der Konkurrenzhorde fertig sein mussten. Von ihrer Hektik angesteckt rannte ich mit rauchendem Hirn durch die Wohnung. Schließlich überreichte ich ihnen stolz eine Mülltüte. Ich erklärte ihnen, sie sollten sie aufpusten, dann

Frisoni, Retti und ihre Straßen

wäre sie schön groß und immer noch ganz leicht. Das fanden sie o.K. Eine weitere ihrer Aufgaben lautete, herauszufinden, wie die Winzstraße zwischen dem kleinen Weststadt-Supermarkt und den Sportplätzen heißt. Sie hätten hinlaufen und nach einem Schild suchen können, aber sie fragten mich.

„Die Straße da drüben? Ja das ist, äh, das ist die ...“ Mehr hatte ich zum Thema Rettistraße bis dato nicht zu sagen. Die „Straße da drüben“ hatte ich nie als richtige Straße, sondern eher als eine Art Durchgang zu den Trainingsplätzen, Hallen und Schulen des berühmten „Bildungszentrum West“ wahrgenommen. In dessen Kellern soll sich übrigens auch das Archiv der Stadt Ludwigsburg befinden, falls da mal jemand hin will, um zu gucken, wer dieser Retti war, nach dem die „Straße da drüben“ benannt ist.

Die Rettistraße ist kurz. Die höchste sichtbar angebrachte Hausnummer ist die Fünf, und die erscheint mir recht hoch, gemessen an der Anzahl der sichtbaren Häuser. Es ist bemerkenswert, wie so wenige Häuser so wenig zueinander passen können. An die Leistungen Paolo Rettis, der (vor 300 Jahren) in dieser Stadt Oberbaumeister war, gemahnen sie jedenfalls nicht. Allerdings hat Herr Retti nach und nach seine Verwandtschaft nachwandern lassen, Livio Retti und Riccardo Retti und Leopold Retti und womöglich deren Familien dazu, eine ganze Retti-Com-

munity. Da kann das Straßenbild vielleicht das bunte Sammelsurium aller Rettis repräsentieren.

Herr Retti war von Herrn Frisoni hergeholt worden. Die Frisonistraße wird täglich von Hunderten von Grundschulern durchwandert, morgens hin zur Schule, mittags zurück. „Rückzus“ heißt das hier, das weiß sogar ich, der ich auch hier eingeschleppt worden bin, aber schon vor so langer Zeit, dass ich Vorträge halten kann über andere eingeschleppte Hiesige. Den Namen Frisonistraße kennen die Kinder alle, weil es da seit Grundschulermenschengedenken einen Friseur gibt. Einen Herrenfriseursalon genau gesagt, und Herrenfriseursalons sind selten. Noch seltener dürften empfehlenswerte Herrenfriseursalons sein, die auf ihrer Preisliste mit dem Slogan „Neu: auch für Damen!“ werben.

Natürlich müssten die Kinder nur mal ins Stadtarchiv gehen, sie müssten es eigentlich finden, schließlich kennen sie sich am besten aus im Bildungszentrum West. Dann könnten sie erfahren, dass sie sich mit dem Friseur und der Frisonistraße irren. Denn Herr Frisoni war kein Friseur, sondern hat den Marktplatz entworfen, und er hat das Residenzschloss gebaut – mit Herrn Retti. So war das. Und Herr Retti und Herr Frisoni sind nach vollbrachter Residenzschlossbauleistung wegen angeblicher Veruntreuung von viel Geld erst mal ins Gefängnis marschiert. Zwar ka-

men sie nach einiger Zeit unverurteilt wieder heraus und hätten sicher gern noch ein paar weitere Residenzschlösser errichtet. Aber wegen des zwischenzeitlichen Baustopps hatten die Arbeitertrupps aus Italien und anderswo die Stadt schon verlassen, um solange woanders zu bauen. Sie kamen erst wieder, als in Ludwigsburg endlich die Wilhelmgalerie angegangen wurde. Da wiederum waren Herr Retti und Herr Frisoni nicht mehr da, nur noch ihre Straßen im westlichen Teil der Stadt, den es zu ihren Lebzeiten noch gar nicht gab und wo jetzt die Kinderhorden ihre Schnitzeljagden machen und auf den Sportplatz oder zur Schule wandern. . .





Der eine ging. Der andere kam. Im Jahr 1963 starb Friedrich Haußer, und Ulrich Pantle wurde geboren. „Das ist eine erste Querverbindung.“ Der Architekt erzählt beim „Treff im Museum“, dass es in seiner Biographie immer wieder Anknüpfungspunkte an das Werk Haußers gab.

Pantle wuchs in der Weststadt auf. Jeden Morgen lief er durch eine Siedlung zwischen der Wernerstraße und der Ulrichstraße zur Schule. Die Innenhöfe, Details in den Fassaden und eine eigene Atmosphäre prägten sich dem Kind ein. „Ich habe gemerkt, da ist etwas Besonderes.“

Als älterer Schüler querte er auf dem Weg in die Innenstadt die Bismarckstraße. Die riesigen Gebäude Nr. 3-11 erregten seine Aufmerksamkeit. Der Junge konnte noch nicht wissen, dass er eigentlich fünf überdimensionale Reihenhäuser sah. Er nahm den Komplex als Ganzes wahr und nannte ihn „grauer Elefant“. Die Besonderheit des so genannten Fünfer-

Auf den Spuren des Architekten Friedrich Haußer

hauses: Es ist ganz unterschiedlich verputzt, symmetrisch und asymmetrisch zugleich.

Erst Ende der 80er Jahre stellt sich für Pantle die Verbindung zu Haußer her. Der Student war gelegentlich zu Gast bei Martin und Elisabeth Hagenmüller in der Bismarckstraße 61. Dort kam die Sprache auf den Architekten des Hauses: Friedrich Haußer wurde 1875 als erstes von sechs Kindern in Stuttgart geboren. Sein Vater besaß ein Baugeschäft und war später Hofwerkmeister in Ludwigsburg. Zwei seiner Brüder gingen als die Spielzeugwarenfabrikanten Otto und Max Haußer in die Stadtgeschichte ein.

Der junge Friedrich wurde Architekt, arbeitete zuvor als Maurer und Steinhauer. 1908 heiratete er Thekla Huber aus Benningen. Mit ihr hatte er acht Kinder. Der Architekt prägte Ludwigsburgs Stadtbild in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts, besonders im Gebiet zwischen Bismarck-, Heilbronner- und Imbröderstraße. Dort entwarf er zahlreiche Villen und Reihenhäuser einschließlich der Innenausstattung.

Auch für sich selbst baute er ein schönes Wohnhaus in der Bismarckstraße 26. Heute lebt dort Stefan Haußer, ein Enkel des Erbauers, mit seiner Frau Heidemarie Schuster. Die beiden haben das Gebäude renoviert und aufwändig restauriert. Wieder verweist Pantle auf den unglaublichen Detailreichtum. Haußer

ließ es sich nicht nehmen, auch Möbel zu entwerfen. Selbst dem Schuhabstreifer verlieh er ein eigenes Design.

Nicht nur die Details, auch die Oberflächen und ihre Bearbeitung faszinieren Pantle. Haußers Fassaden lassen sich mit den Händen erfühlen. Die vielfältigen Strukturen von Putz und Steinen nennt Pantle „einen mannigfaltigen Oberflächenkosmos – eine besondere ästhetische Qualität der Arbeiten Haußers“.

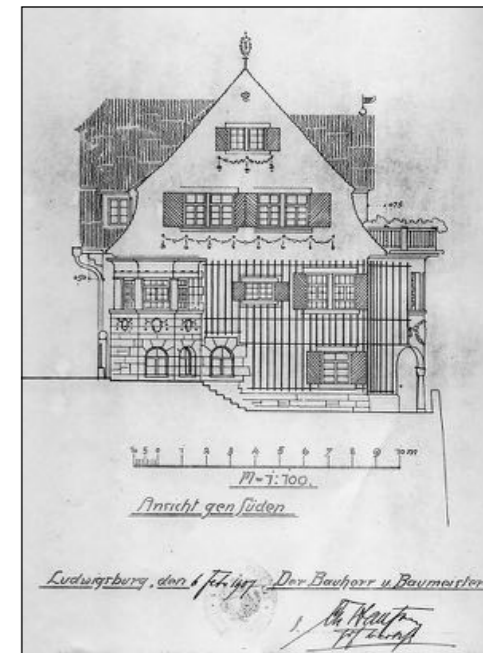
Der Architekt kombinierte gern Dinge, die nicht zusammen gehören. „Seine Schwerpunkte waren der heimatische und historisierende Stil, aber mit stark individueller Note“, eine eigene Haltung, die ihn zum Grenzgänger zwischen Historismus und Moderne werden ließ.

Auch wenn Pantle inzwischen einen Blick für Häuser seines Berufskollegen hat, sind Überraschungen nicht ausgeschlossen. Er selbst baute für seine Familie ein Haus des Architekten um, ohne zunächst zu wissen, dass Haußer es entworfen hatte. „Das Haus war in schlechtem Zustand. Erst bei der Recherche habe ich erfahren, dass es von ihm ist.“

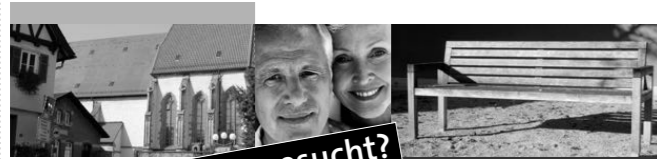
Der detailverliebte Individualist wird Pantle noch weiter beschäftigen. „Ich versuche, in kleinen Schritten, dem Menschen näher zu kommen und ihn zu verstehen.“



Bismarckstraße 26



Wir schaffen Räume



Wohnung gesucht?
Tel. 07141 22 30 0 | www.wb-lb.de

Die Wohnungsbau Ludwigsburg GmbH ist das Wohnungsunternehmen der Stadt Ludwigsburg. Sie vermietet, verkauft und verwaltet Wohnungen, baut neue Wohnungen und modernisiert den Bestand. Darüber hinaus spielt sie eine wichtige Rolle im sozialen Netzwerk der Stadt, bei städtebaulichen Maßnahmen oder wenn es um ökologische Projekte geht.

Wir sind das
Wohnungsbauunternehmen
der **Stadt**

Wirtschaftlich.
Sozial.
Und ökologisch.

LB Wohnbau



WOHNUNGSBAU
LUDWIGSBURG

**ZENTRAL
APOTHEKE**



Kilian Raasch

Marktplatz 1
71634 Ludwigsburg
Tel.: 07141/92 62 32
Fax: 071 41/90 10 60

**LINDEN
APOTHEKE**



Meike Raasch

Körnerstraße 19/1
71634 Ludwigsburg
Tel.: 07141/92 32 32
Fax: 071 41/92 71 82

Impressum

Herausgeber

Freunde des Städtischen Museums
Ludwigsburg e.V.
Bogenstraße 28
71634 Ludwigsburg
Telefon: 071 41 92 54 03
www.museumsfreunde-ludwigsburg.de

Verlag

ISBN 978-3-931112-10-3
1. Auflage 2007
© INFO & IDEE
Medien Verlag GmbH
www.verlag.info-idee.de
verlag@info-idee.de

Gestaltung

INFO & IDEE GmbH
Schillerstraße 13/1
71638 Ludwigsburg
Telefon: 07141 9390-0
Telefax: 07141 9390-123
www.abenteuer-unsere-zeit.de
info@info-idee.de

Fotos

Rainer Walder:
Portraits und aktuelle Ansichten
Stadtarchiv, Privat:
Archivbilder

Verein der Freunde
des Städtischen Museums
Ludwigsburg

TREFF IM MUSEUM – Lieblingsorte in Ludwigsburg

2006



Broschüre „Treff im Museum 2006“

Ihr Zuhause mit *Service*



STIFTUNG WARENTEST

„... die Tester lobten die lockere und herzliche Atmosphäre im Haus und die besondere Freundlichkeit des Personals.“

FINANZtest ® Im Test: Bundesweit
12 Seniorenresidenzen
02/2006
www.finanztest.de



Elisa – ein Leben in Sicherheit und Aktivität.
Elisa Seniorenstift Ludwigsburg GmbH
Thouretallee 3 · 71638 Ludwigsburg
Telefon 07141/9577 · www.elisa-seniorenstifte.de

DIE FEINE ADRESSE



SEIT 1900.

Bäckerei und Konditorei Luckscheiter
Stammhaus: Wilhelmstr. 18
Ludwigsburg Telefon 07141 / 92 35 89
www.baeckerei-luckscheiter.de



Möbel aus dem Besitz von Eduard Mörke,
Städtisches Museum Ludwigsburg.

Ich erkläre meinen Beitritt zum Verein der Freunde des Städtischen Museums Ludwigsburg und bitte um Übersendung der Mitgliedsunterlagen an folgende Adresse:

Name, Vorname

Straße, Hausnummer

PLZ, Ort

Datum, Unterschrift

Der Beitritt gilt ab

sofort (rückwirkend zum Beginn des laufenden Monats)

ab dem _____
Tag Monat Jahr

Der Mitgliedsbeitrag für Einzelpersonen beträgt
€ 15.- pro Jahr, für Paare € 25.-

Die Beitrittserklärung ist auch mündlich, mit Brief oder per E-Mail möglich über
www.museumsfreunde-ludwigsburg.de

An die

Freunde des Städtischen Museums e.V.

Herrn Fritz Deringer

Bogenstraße 28

71634 Ludwigsburg

